

überraschende Befürchtung? Doch wohl nicht durch ein Nicht-Kennen Christi als des Herrn und Erlösers der Welt. Wohl eher durch eine Verengung der Moralthologie auf eine Normenlehre, in der die Zielgebote ausfallen als Brücke zwischen den Erfüllungsnormen, die wir mit allen Menschen gemeinsam haben, und den Zielgeboten, in denen Christus den ethischen Prophetismus zur Vollendung bringt.

B. bringt ein originelles Kapitel über den Sündenbegriff in der modernen Literatur. Das scheint mir ein glücklicher Ausgangspunkt zu sein. Aber die Auswahl seiner Autoren verführt ihn dazu, praktisch nur die „spätbürgerliche Hölle“ anzuprangern, während kein Wort über die Einfleischung der Sünde in kommunistischen Systemen gesagt wird. Und doch würde es an entsprechender Literatur nicht fehlen. Ich verwundere mich auch, daß B. kein Wort sagt über die bedrohende Gestaltwerdung der Sünde im kirchlichen Leben, in einem entfremdeten Kult, in funktionsuntüchtigen Strukturen usw. (vgl. mein Buch „Sünde im Zeitalter der Säkularisation“, Graz 1974, 42–136). Ich war auch überrascht, daß ein pastoral so wacher Theologe wie B. noch immer die „alte“ Zweiteilung in „läßliche und schwere Sünde“ beibehält, ein Sprachgebrauch, der der Gesamttradition und vor allem der Bibel nicht gerecht wird und zu implizieren scheint, daß „läßliche Sünden“ nicht schwerwiegend sein können und daß alle schweren Sünden auch Todsünden wären. Vom Ausfall der ständigen Bekehrung und von der Abweisung der Zielgebote erklärt sich wohl auch, daß der Sündenbegriff noch ziemlich statisch ist. Glücklich ist dagegen die Beschreibung der Sünde aus der Sicht des Bekenntnisses. Das sollte jedoch nicht dazu führen, zu vergessen, gerade jene „Sünde“, jenen Sünden Zustand aufs Korn zu nehmen, der aus der Verweigerung von Umkehr und Bekenntnis stammt.

Mit Verweis auf Johannes 1,11 wird die Sünde als „die Abwendung vom Logos“ dargestellt (128), was richtig ist. Aber es fehlt dann eine ausdrückliche Behandlung der größten und tragischsten Sünde, der Ablehnung Christi, des menschengewordenen Logos. Die Rolle Christi, des Propheten, der zur Entscheidung zwingt, kommt nicht zum Tragen. Es wird auch nichts von der verhängnisvollen Sünde der Christen gesagt, die in vielfältiger Weise gegen den Auftrag sündigen, Christus allen Menschen und allen Kulturen glaubwürdig zu verkündigen.

Zum Schluß möchte ich jedoch nachdrücklich betonen, daß es sich um ein sehr wichtiges Buch handelt, dessen Wert durch kritische Bemerkungen nicht gelegnet, sondern betont wird. Die Kritik ist Einladung, das Buch

gründlich zu studieren und sich mit ihm auseinanderzusetzen.

Rom

Bernhard Häring

SOZIALWISSENSCHAFT

BÜCHELE HERWIG, *Christsein im gesellschaftlichen System. Sozialethische Reflexionen über den Zusammenhang von Glaube und sozio-ökonomischen Strukturen*. (103.) Europa-V., Wien 1976. Brosch. S 68.—.

B. möchte einmal den Anspruch des christlichen Glaubens innerhalb des gesellschaftlichen Systems (13–56), aber auch noch ein „konkret-mögliches und relativ-bestes gesellschaftliches System“ (57–101) skizzieren, bewußt als Alternative zu den beiden herrschenden „grundtypischen Gesellschaftssystemen — dem liberal-kapitalistischen und dem marxistisch-leninistischen“ (vgl. 9). Die schwer zu lesende Arbeit dürfte zu verstehen sein als persönliches Manifest eines gesellschaftspolitisch Engagierten, der durch die Publikation seiner Vision andere dafür motivieren möchte. Solcher Absicht entspricht jedenfalls die apodiktische, radikal-alternative, kaum Zwischenschritte oder Nuancen freilassende, mitunter paradoxe Sprache. Im Unterschied zur oft recht sterilen herkömmlichen „Christlichen Gesellschaftslehre“ und im Kontrast zum häufig flachen Progressismus wirkt in diesem Buch vieles (bes. 29–56) recht anregend, ja aufrüttelnd. Manche Passagen erreichen geradezu mystische Dichte. Erfreulich ist (gegenüber idealistisch-individualistischen Positionen) die ausdrückliche Artikulation der bestehenden Dialektik zwischen Mensch und gesellschaftlicher Struktur.

Aber — und hier beginnen die Schwierigkeiten, jedenfalls des Rez. — B. bescheidet sich nicht mit einer persönlichen Denkschrift, die als perspektivischer Beitrag Platz für Argumentation und andere Perspektiven ließe, sondern er versteht seinen Entwurf als allgemeines Programm: Schon im Abschnitt „Der gesellschaftliche Auftrag der Kirche“ (33–56) formuliert er radikale Imperative, ohne Realisierungsschritte von der doch recht anderen kirchlichen Wirklichkeit zu diesen durchaus wünschenswerten Zielen auch nur zu erwähnen. Bereits hier ist solcher Utopie-Überschuß nicht unproblematisch. Kaum akzeptabel wird es aber, wenn anschließend in gleicher Apodiktik anspruchsvollste Handlungsweisen (Selbstlosigkeit, Ich-Du-Wir-Bewußtsein, herrschaftsfreie Kommunikation . . .), die auch für Glaubende nur schrittweise und bleibend-partiell realisierbar sind, zu allgemeinen gesellschaftlichen Erfüllungsnormen, zu einem System ausgefaltet werden (57–101). Hier bleiben nicht nur wichtigste und andauernde Realisierungsschwierigkeiten (etwa eigennützige Einstellungen und Einflüsse einzelner und von Gruppen, problematische Interessenslagen

der breiten Basis, Zeitaufwand, Unflexibilität, Kompetenzprobleme; zusammengefaßt: begrenzte Fähigkeiten und Schuld) bei „Demokratisierung“, „Planung“, „Mitbestimmung“ . . . weitgehend unerwähnt. Es werden überhaupt Ebenen vermengt, die für die Dauer der Geschichte trotz Wechselwirksamkeit (die herauszuarbeiten wäre) geschieden bleiben und unterschiedlich zu behandeln sind: die hochethischen Verhaltensmodelle einer Glaubensgemeinschaft und der jeweilige ethische (Minimal-)Konsens und dessen institutionale Sedimente in sehr pluralen Gesellschaften.

Dieselbe Problematik wäre auch auf wissenschaftstheoretischer Ebene zu diskutieren (Problemkomplex „Interdisziplinarität“, hier angemessene und kontrollierbare Vermittlung theol. Perspektive mit soziologisch-politologisch-ökonomischen Aussagen). Dafür ist hier nicht der Raum. Nur noch eine abschließende Bemerkung: Im Alleingang vorgenommenen und apodiktisch vorgetragene Totalentwürfe wirken leicht ideologisch und illusionär und könnten — infolge überflüssiger Frustrationen — das angestrebte gesellschaftspolitische Engagement (und auch die nötige interdisziplinäre Kooperation) eher behindern. Bescheidenere (hypothetischere) Sprache ist weniger attraktiv, aber dem Stand der Dinge angemessener: Aus der Wirkgeschichte der christlichen Botschaft sind Handlungsperspektiven für das soziale Feld zu erheben und sicher lassen sich (nicht zuletzt aus dieser Perspektive) auch Bereiche in der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation angeben, in denen eine Veränderung besonders dringlich ist. Das Finden und Realisieren weiterführender Alternativen ist aber eine komplexe gemeinsame bzw. interdisziplinäre Aufgabe, zu der die Sozialethik beizutragen hat, die sie allein aber weder leisten kann noch soll.

Linz

Helmut Renöckl

KÜHNELT-LEDDIHN ERIK VON, *Das Rätsel Liebe. Leidenschaft — Lust — Leid und Laster. Materialien zu einer Geschlechtertheologie.* (434.) Herold, Wien 1975. Ln. S 198.—

Um nicht enttäuscht zu werden, sollte der Leser des Buches bedenken, daß es sich um ein Essay handelt. Der Autor kennzeichnet sich selbst als „weder ein zünftiger Theologe noch ein Philosoph, sondern lediglich ein eklektischer Privatgelehrter, der sich die Koordinierung einzelner geisteswissenschaftlicher Fragen zur Aufgabe gemacht hat“ (11). Vf. ist außerordentlich belesen. Deshalb fällt ihm bei der Ausführung einzelner Gedankengänge immer wieder ungeheuer viel ein, was die Lektüre an manchen Stellen etwas anstrengend macht. Zum Glück hat er vieles im Anmerkungsstil zusammengefaßt (der allein 210 Seiten aufweist).

Im wesentlichen geht es um eine Auseinandersetzung mit den Begriffen Sexus (Geschlechtlichkeit), Eros (Hingerissenheit), Philia (Freundschaft) und Agape (selbstlose Liebe). Die Begriffe werden voneinander abgegrenzt und ihre Verbindungen miteinander beschrieben. Die Sinnspitze findet sich in der Aussage über die Ehe: „Normalerweise entwickelt sich hier ein Mixtum Compositum, wobei auch der Sexus steigend personalisiert wird, der Eros den Sexus stützt und unterstützt und fast nahtlos in Philia und Agape übergeht. Man könnte diese wohl integrierte Vielfalt nicht mit Unrecht als ‚eheliche Liebe‘ bezeichnen“ (157).

Vf. vertritt traditionell den Vorrang der Ehelosigkeit vor der Ehe (161), bezeichnet die Frau als kindlich (56), während das „Kind im Mann“ als spielerisches Element dargelegt wird. Und er bezeugt seine Sympathie für die „konventionelle Ehe“ im Gegensatz zur „Neigungsehe“. Dabei passieren selbstverständlich Fehler, die dem Essayisten aber nicht stark angekreidet werden sollten, z. B. die Aussage, daß die potestas coeundi beim Mann vor seiner Sterilität erlischt (41), was zumindest seit den Forschungen von Masters und Johnson nicht mehr so einfach behauptet werden darf. Oder die Anführung von 6 Motiven für die Partnerwahl einer Frau ohne große Liebe (133), die heute nicht mehr der Realität entsprechen. Hierher gehören auch die unqualifizierten Seitenhiebe gegen die zölibatären Theologen (23, 44, 178). Der Leser muß sich eben auf das literarische Genus richtig einstellen, dann findet er im Buch eine Fülle von Anregungen, vergnügliche Formulierungen, skurrile Gedankengänge und die bunte Mischung aus einem reichhaltigen Zettelkasten, der von einem vielseitig interessierten Menschen seit den zwanziger Jahren fleißig aufgefüllt wurde.

Linz

Bernhard Liss

FIRKEL EVA, *Die selbstbewußte Frau. Zur Identitätskrise der Frau in der westlichen Welt.* (125.) Knecht, Frankfurt/M. 1976. Efa-lin DM 16.80.

Eine tiefenpsychologisch durchdachte Entwicklungspsychologie ist die wissenschaftliche Basis, auf der in allgemeinverständlicher Weise die Situation des Mädchens und der Frau mit den verschiedenen Chancen und Gefahren dargestellt wird. Dabei kommt die Sympathie der Autorin für C. G. Jung deutlich zum Ausdruck, und es gelingt ihr auch, die große Bedeutung der Seelenbilder des Gegengeschlechtes im Unbewußten (Animus bzw. Anima) verständlich zu machen. Sie wendet sich gegen starre Klischees, wenn sie feststellt, daß die individuellen Unterschiede bedeutsamer sind als die Geschlechtsbesonderheit (68). Besonders gern weist sie auf frau-liche Werte hin, die dem Mann fehlen und seinen Neid erregen (40, 55, 120).